

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 64.

Donnerstag, 17. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

Roman von E. Fischer-Markgraff.

(Nachdruck verboten.)

(13. Fortsetzung.)

Die Vollblutaristokratin in ihr bäumte sich auf, bis zum zornigen Händeballen, wenn sie sich, eine Freie von Massenbach, an der Erde liegend, vorstellte und Spargel stechend. Spargelpfeifen, die pfundweise zusammengebunden wurden und auf dem Markt verkauft.

Was irgend an jugendlichem Feuer, an unverzagter, kraulicher Kraft in ihr war, es spritzte in diesem Augenblick förmlich aus ihr heraus.

Machte die Augen stärker leuchten, den langsam vornehmen Schritt zum elastisch dahinstürmenden, hatte die zartgerundete Wange mit einem dunklen Karmin überhaucht.

Wer sie noch vor einer Stunde gesehen hatte, mit den hochmütig festgeschlossenen Lippen, dem milden, weltabgewandten Blick der Augen, hätte sie kaum wiedererkannt in diesem jungen Weibe, das, abgesehen von der zarten, mittelgroßen Gestalt, einer Walfüre glich, die bereit war, den Kampf mit einer Welt aufzunehmen.

Sie hatte die Partgrenze bereits seit weitem hinter sich gelassen und schritt noch immer dahin, stürmisch atmend, als hätte sie Flügel unter den Sohlen, und machte erst Halt, als das grausilberne schimmernde Gefänge einer Buche mit weitausladendem Geäst ihr den Weg versperrte.

Sie hob wie widerwillig die blonden Wimpern, da traf ihr Blick eine eiserne Tafel, die unter dem Laubdach befestigt war: „Diese Buche pflanzte —“ und dann der Name ihres Vaters.

Es schwamm ihr vor den Augen. Ihr Vater, ihr vergötterter, lieber Heimgegangener, hatte den Baum gepflanzt, als er wohlbehalten, als jungverheirateter Mann, aus dem Feldzuge heimgekehrt war. Er hatte ihr oft erzählt, wie Aribert, sein Vetter, so strammen Fußes daneben gestanden und in seinem Kinderjinn den Stamm so fest zu umspannen geglaubt, wie die arbeitsgewohnten Hände der haltenden Gutsarbeiter. —

Mit gefalteten Händen stand Mechthildis und ließ die hellen Augen wie in feierlicher Andacht auf dem wohl erhaltenen Namen ruhen.

Doch dann zuckte es wieder spöttisch über ihr feines Gesicht.

„Und dieser junge Aristokrat, der damals so stolz die Buche hieß, die nachkommenden Geschlechtern von den Kriegstaten ihres Ahnen erzählen sollte, er ließ seine Töchter Spargel für den Markt zurichten, aus Geldgier, in der Sucht nach dem Niedrigsten, was die Welt gibt, nach materiellem Lebensgenuss.“

„Ich reise ab,“ das war das Ergebnis. Und nach einigen Minuten angestrengten Grübelns nickte sie befriedigt vor sich hin. „Ja, recht. Die Pfingstwoche wollte sie den Geschwister noch schenken, aber Montag nach Trinitatis, da reiste sie, unweigerlich. Es riß sie förmlich nach ihrem stillen Heim mitten im Losen der Weltstadt, nach dem traulichen Eingespinnensein, wo sie, Ja, ganz Ja, sein konnte, und nicht beständig Fremdes, Unbekanntes, an ihr riß. — Die Geschwister würden sie wohl ziehen lassen, wenn sie sahen, daß sie sich nicht — schröpfen ließ.“

Sie erschrak wiederum vor der Brutalität dieses harten Wortes, aber die hellen, schöngeschwungenen Brauen waren

eng zusammengezogen, und während sie ihren Weg durch dichtes Waldgestrüpp, unter Lichtgrünen, vom leichten Frühlingswind bewegten Laubmassen weiter fortsetzte, kräufelte ein böses Lächeln ihre Lippen und die sonst so matten Augen blickten hell und scharf.

Wohl eine ganze Strecke mochte sie so mit fliegendem Atem, mit erbitterten, unwilligem Grübeln Zeit und Stunde vergessend, dahingewandert sein, da schreckte sie plötzlich zusammen und blickte um sich mit ganz verschleiertem Blick, in dem noch etwas von dem Fieber der Selbstqual lag, mit dem sie das Einst gegen das Jetzt abgewogen und das Heute zu leicht gefunden hatte.

Jetzt aber, während sie die Umgebung mit flüchtigem Erblicken musterte, ohne zu wissen, wo sie sich befand, denn in den langen Jahren ihres Fernseins hatte der sorgsam gepflegte fürstliche Wald, der sich wie ein Keil in das Gelände des Gutes schob, ein ganz anderes Aussehen angenommen, lauschte sie mit gespannten Sinnen.

Vom Winde getragen hatte ein Kinderweinen ihr Ohr getroffen, das in seiner Mäglichkeit an das, des Mitleids so lange entwöhnte Herz pochte, an das seit gestern das Leben beständig mit einlaßfordernder Hand gerüttelt hatte. Dem Ton nach mußte es ein nur wenige Jahre altes Kind sein.

Für die Spanne einer Sekunde stand sie noch, den Oberkörper hochend vorgeneigt, dann wandte sie ihre Schritte schnell entschlossen der Richtung zu, woher das jämmerliche Weinen kam.

Sie schritt eilig aus, ihr Atem ging schnell, in ihre Wangen war wiederum eine zarte Röte gestiegen.

Ein paarmal mußte sie mit fester Hand die Zweige eines Gebüsches zur Seite schieben. Und dennoch stockte ihr Fuß keinen Augenblick, es war, als ob magnetische Kräfte in diesen Kindertränen versteckt lagen, die das Weib in ihr wie mit Riesensäften nach sich zogen. Sie, die Kindern bisher mit einer ängstlichen Scheu, die aus Lächerliche grenzte, aus dem Wege gegangen war.

Jetzt schimmerte smaragdener, sonnenüberfluteter Rasengrund durch die Gebüsch, man hörte Rüdengelächel und konnte die Umrisse eines mit Türmchen und Erkern geschmückten Fachwerkbauwerks erspähen, offenbar nach dem Muster eines älteren Jagdschlosses erbaut. Nun noch einen schmalen Weg, durch dichte Haselnußtauben . . .

„Kreuzhimmelbonnerwetter, kimmert sich denn kein Deigel um die Boni? Wo steckt denn das verfluchte Weibervoll . . .?“

Der Forstmeister von Reichwange warf die gefüllte Feder auf die Luchplatte seines mit unzähligen Schubladen versehenen Schreibtisches, daß das dunkle Raß umherspritzte und eilte, die Tür zu seinem Büro weit hinter sich lassend, aus dem Zimmer.

Auf dem buntgewebten Läufer lautlos gehend, durchquerte er die ziemlich geräumige Halle mit der mächtigen Balkendecke und den schönen Geweißen und wollte gerade mit einem zärtlich beschwichtigenden Schmeichelwort unter den Bogen des halbhoffenen Aufentors treten — da sah er . . .

Und schnell verbarg er die breitschultrige Gestalt mit den wuchtigen, kraftgesättigten Bewegungen hinter dem vorstehenden Türflügel. Nur leise, ganz allmählich den Kopf mit

dem starken Braunhaar und dem prächtigen Vollbart, in neugierigem Spähen vorschleibend.

Vom Gehölz her nahte sich eine Frauengestalt, der das schlichte Gewand lose die schlanken Glieder umgab und bei dem zagenden, vorsichtigen Schreiten sich wie in beabsichtigt und dennoch unabsichtlich-künstlerischem Faltenwurf leise wallend bewegte.

Eigentlich kein Vorwärtsschreiten, fast wie ein gespenstisch lautloses Schweben schien es, die sanftgerundete Wange des zarten Frauengesichts mit einer Röte bedeckt, um die bläbrotten Lippen ein, vielleicht erzwingenes Lächeln, das aber doch die grauen Augen unter den langen, hellblonden Wimpern heller erglänzen machte, die mit einem zagenden, fast bittend ängstlich zu nennenden Ausdruck auf dem weinenden Kinde haften.

Wie die hochfeinen Spitzen des Fichus sich leise zitternd bewegten, als müßte ein lautlopfendes Herz sich darunter bergen, und jetzt brach ein Sonnenstrahl zitternd durch das Geäst der Laubkronen, traf das schimmernde Haar, ihm blinzelnd helle Dichter aufsetzend, und einen Augenblick war es, als ob ein leuchtender Ring wie ein Heiligenschein den feinen Kopf spielend umgab.

„Madonna“, flüsterte der Forstmann unwillkürlich und trat mit sorglicher Vermeidung jeglichen Geräusches noch einen Schritt in das Dunkel der Halle zurück.

Auch die kleine Leoni, seine Jüngste, die auf einer hin-gebreiteten Decke hart am Waldbesaum hockte, stellte ihr Schreien ein und sah aus großen Augen, in denen noch dicke Tropfen der eben geweinten Tränen standen, auf die schlanke, sich vorsichtig, Schritt für Schritt nähernde Gestalt; ihre Blide haften dann auf der goldgelben Ringelblume, die, wohl in der Not des Augenblicks gepflückt, von den feinen Fingern ihr zaghaft entgegengeboten wurde.

Und plötzlich jauchzte sie laut auf und reckte die beängstigt zarten Arme nach dem Fremden entgegen: „Mammi!“

Es war nur ein stammelnder, halbgebrochener Laut, aber er machte Mechthildis Herz hoch ausschlagen. Und während sie ein paarmal kurz und tief atmete, ging sie einen Schritt und noch einen, und plötzlich hatte sie sich gebückt und das merkwürdig schwere Körperchen vom Boden aufgehoben.

Das geschah so schnell, so ganz unter der Einwirkung des Augenblicks, daß sie selbst erschauernd zusammenschreckte, als ein warmes Armechen sich ihr lieblosend um den Nacken legte und sie den kosenen Laut der tiefen, etwas heiseren Stimme des kleinen Mädchens wiederum an ihr Ohr schlagen hörte: „Mammi!“

„Ich kann es durchaus nicht zugeben, Gnädigste, daß Sie sich mit dem Tragen dieses kleinen Mehlsacks Schaden zufügen.“

Beim Klange dieses kräftig gefärbten Baritons hatte Mechthildis sich erglühend umgewandt. Sie war so beschäftigt, so überrascht, gleichsam überrumpelt von den Geschehnissen des Augenblicks, daß sie die rasch sich nähernden Tritte wuchtig fester Stiefel auf dem Kies des Weges gänzlich überhört hatte. „Oh, bitte“ . . .

Der Forstmann hatte sich mit kühnem Rud seines kleinen Mädchens bemächtigt, während Mechthildis, hochatmend und gänzlich aus der Fassung gebracht, an den lodigen Haarmassen nestelte, deren Schwere bei dem raschen Bücken die haltenden Nadeln gelöst hatte, die nun im Begriff waren auf und davon zu gehen.

„Warte, du Schreihals, solch einen Lärm zu machen! Eigentlich müßte Pappi strafen. Weißt du das? — Hau, hau machen, du — so. Siehst du?“

Er machte eine bezeichnende Geste, während er gutmütig scheltend auf das mäusehinstill gewordene Kind einsprach, dessen schlehenblaue Augen mit so seltsam berebtem Ausdruck an den ernsten Zügen des Vaters hingen.

Und dennoch, trotz des martierten Zürnens war etwas in dem Ton der Stimme, das der Zuhörenden seltsam ans Herz griff, eine rührende Weiche, ein schneidender Jammer wie um etwas, das tief, tief drinnen in der Seele steckte und doch nicht ausgesprochen werden durfte.

Mechthildis Finger hatten soeben die letzte Nadel in das schimmernde Haar gestochen. Sie hob die Wimpern und öffnete den Mund, um etwas zu sagen, da wandte auch er den Kopf — und plötzlich zuckte es um seine Brauen und es ging ein staunendes Stutzen über sein Gesicht.

Eine Sekunde lang war es, als müsse er sich besinnen, dann aber lachte er rückhaltlos gerade hinaus: „Nein, aber Gnädigste, ich hatte doch —? Aber gewiß doch. — War es nicht vorgestern? Richtig vorgestern — wo ich das Glück hatte, Sie gegen die Zudringlichkeit eines Unverschämten zu schützen, — wer hätte gedacht, daß wir uns so bald im freien, schönen Wald begegnen würden? . . .“

Und dann tat er einen Atemzug ganz tief aus der Brust heraus, als wollte er damit gleichsam aus Herzensgrunde seine Zugehörigkeit zu diesem Walde, der ihm lieb geworden, bestätigen.

Dies kräftige, volltönende Lachen schlug unangenehm derb an Mechthildis Ohr und berührte ihre empfindlichen Nerven wie ein jäher Peitschenhieb.

Vergeblich hatte sie bisher ihrer gewohnten Festgründigkeit nachgerungen, die, wie es schien, seit diesem Morgen in einem Chaos wild aufgetürmten Empfindens schmählich unterzugehen bestimmt war.

Aber als dies unbekümmerte herzfrohe Lachen über die Wiese hinschallte, da war sie plötzlich wieder die Alte.

Die Lider senkten sich über die glänzenden Augen, und von der feinen Nase zu den Mundwinkeln herab zog sich jener Zug starken, überhebenden Hochmutes, der dem Forstmann noch von der ersten Begegnung her in halb ärgerlicher, halb humoristischer Erinnerung geblieben war.

Doch dann schrak sie zusammen und hob scheu, wie ein gescholtene Kind die Schultern.

Sie hatte vergessen, daß sie dem Mann dort Dank schuldig war, der sie von einer, vielleicht großen Unannehmlichkeit befreit hatte. Sie, Mechthildis von Massenbach, hatte jemandes Dienstleistung entgegengenommen, ohne . . .

Mit einem ihrer leichten, schwebenden Schritte war sie auf ihn zugetreten und bot ihm die Hand mit einem ängstlich bittenden Blick.

„Ich hatte neulich vergessen, Ihnen für Ihre Freundlichkeit Dank zu sagen.“ Sie fühlte, wie im Sprechen ihre gewohnte Selbstsicherheit zurückzufahren begann. „Die vielen Menschen, die Hitze, der Staub genierten mich. Ich lebe sonst sehr still.“ (Fortsetzung folgt.)

Mitsouko.

Von Volkmar Iro.

Sie trat näher an die Rampe und schluchzte in das winzige Taschentuch aus Papier. Ein schwarz gekleideter Mann lauerte vor ihr und hielt eine Kerze hoch, die grell den zuckenden Schmerz des kleinen, weißgesichtigen Gesichtchens aus dem Dunkel hob.

Rückwärts wurde ein blühendes Gebüsch auf die Bühne gehoben, darüber erschien, baumelnd auf einer Stange, ein roter Lampion, während zu der leisen Musik von Lauten, kleinen Trommeln und einer Harfe die beiden Anlager, in einer Nische neben der Bühne hockend, dem Publikum die Ursache des Schmerzes der kleinen Mitsouko und die Handlung der nächsten Szene erklärten:

Sie war von ihrem Vater auf zwei Jahre an ein Teehaus vermietet, damit er seinen verschuldeten, kleinen Besitz halten konnte. Jetzt nahm sie im Garten Abschied von Eltern, Geschwistern und Bräutigam, da die Sänfte des Teehausbesizers schon vor dem Hause wartete. —

Mitsouko stand an der Rampe und sah starr in die Dämmerung des Zuschauerraumes. Der Anlager rief ihr den Text ihrer Rolle zu — sie hörte nicht. Schon begann die Musik zum zweiten Male die langsame Melodie des Liedes, das sie in dieser Szene zu singen hatte. Sie sang nicht, starrte in die Dämmerung. Nur ihr kirschroter, rotgezeichneter Mund flüsterte: „Wir werden in sieben Leben glücklich sein. Das ist!“

Der Anlager klopfte mit seinem langen Bambusstab auf die Bühne. Sie besann sich und schritt langsam zu den Blüten, liebte sie weinend mit den kleinen Fingern. Von der sanften Musik war jetzt nur noch die Harfe deutlich. Das Ausklopfen der kleinen Tonpfeifen im rauschigen Parfett verstummte. Durch die Stille ging das Schluchzen von Männern und Frauen. Rasch Gesichter wandten sich gegen den Gang, der durch die Mitte des Parfets zur Bühne führte:

Der alte Vater wandte zwischen seinen beiden Söhnen, dahinter die Mutter und der Bräutigam, alle mit Blumenkörben in den Händen. Mitsouko warf sich vor den trostlosen

Eltern auf die Matte und Kiste, daß sie dem alten Vater nicht mehr den Garten pflegen, der Mutter die Hausarbeit erleichtern könne. Sie beugten sich zu ihr nieder und steckten ihr Pflaumenblüten in das Haar. Als die trostlosen Eltern ihren Segen gaben, verschlang eine drohende Pauke Lauten und Harke:

Mitsuko erhob sich, trat an die Rampe und verneigte sich tief vor der Sänfte, die polternd durch das Parterre hereingetragen wurde.

Nur ihre Lippen zuckten und die kleinen Fäuste hielten verkrampft das Bündel mit den Kleidern — aber ihr Gesicht lächelte und unter Tränen lächelnd stieg sie in die Sänfte, winkte lächelnd zurück.

Und während noch Musik und Ansager den Schmerz der Eltern beschrieb, drehte der Kerzenträger auf der Bühne plötzlich eine rasende Holzkammer, schrie über die Musik in das schluchzende Parterre, daß es nach Mitternacht sei und die Vorstellung am nächsten Tage weitergehe.

Frauen hoben ihre schlafenden Kinder auf den Rücken, die Männer packten die Proviantkörbchen, Postler und Messingbeden mit den glühenden Holzstößen, besorgten im Vorraum die abgegebenen Holzschuhe und bestellten bei dem Direktor, der alle hinausbegleitete, die Plätze für den nächsten Tag.

Das Teehaus im Vorderbau des Theaters erhielt nach der Vorstellung Besuch.

Eine Schar von Mädchen lief den Männern entgegen, die über die schmale Holztreppe in das Obergeschoß hinaufstiegen, warf sich vor ihnen zur Begrüßung auf die Matten, erhob sich langsam und verschwand. Die Papierwände glitten lautlos auseinander, sechs Kerzen flackerten auf hohen, dünnen Leuchtern. Die Mädchen brachten Kohlenbecken, handhohe, lackierte Tischchen mit winzigen Gerichten auf Porzellanellern, kleine Krüge mit Reiswein. Ein dicker Seidenmaler ließ sich leuchtend auf seine Matte nieder und wünschte Mitsuko zur Nachbarin. Man rief ihren Namen durch die Papierwände.

Eine Wand öffnete sich, sie trat mit einer Verbeugung ein, die Pflaumenblüten zwischen goldenen Nadeln im Haar, im gleichen Kimono wie auf der Bühne: Zwei silbergestickte Reiter hoben auf blauer Seide die Schnäbel gegen den silbernen Mond.

Mitsuko kauerte sich neben den Maler und hielt die Händchen über die Glut. Nahn nur etwas Krebs, pichte mit einer Haarnadel winzige Konstellationen auf. Der Maler bediente sich ausgiebiger und verzehrte drei Fischgerichte in Sojafunk, Nüssen und Reis, Omelette und eingemachte Früchte, trank eifrig Schälchen heißen Reiswein, hielt einen Vortrag über die Kunst der alten Schauspieler und lobte die glänzende Leistung Mitsukos an diesem Abend. Sie bedauerte, daß ihr Können zu gering sei, um einer solchen Belobung wert zu sein. Sie verdankte alles ihrem Lehrer, der ihr sechs Jahre im Tanzen, Lautenspielen, Singen und guten Manieren Unterricht gegeben habe.

Der Maler nickte würdevoll. — Ob sie nicht zu heiraten wünsche? Er kenne sie jetzt seit zwei Monaten und suche eine gebildete, hübsche Frau.

Sie lächelte. Der Mann, den sie liebte, sei zu arm, um sie aus dem Teehause loszulassen. Ihr Vertrag laufe noch achtzehn Monate — überdies wünsche die Familie ihres Geliebten, daß er zu einem Verwandten nach Transisto in Stellung gehe.

Sie kämpfte mit den Tränen und nahm rasch ihr winziges Puderöschchen. Malte Lippen, Augenbrauen und die dünnen Striche unter den Lidern nach, brannte sich die kleine Pfeife an und borchte höflich den Heiratsentwürfen des Malers zu.

Aus dem Nebenraum kam sanfte Musik von Gitarren und Pauken. Einer der jungen Leute flachte in die Hände — die Papierwand glitt zur Seite: Vor den drei Mädchen, die musizierten, standen sechs Mädchen in bunten Kimonos, die weißgeschminkten Gesichtern lockt hinter den Fächern versteckt. Sie begannen eine kleine Pantomime, tanzten mit winzigen Schritten fast immer auf der gleichen Stelle, hauchten nach einander und hoben die weiten Ärmel der Kimonos wie Flügel.

Nach ihnen sang ein Mädchen zur Laute. Wieder vom Vollmond über blühenden Kirchgärten und von den Heldentaten der siebenundvierzig Ronin. Als sie geendet hatte, setzte sie sich in den Kreis der Zuhörer und gab eine Melodie an, die von allen Mädchen mit sarken Bewegungen der Schultern begleitet wurden. Mitsuko stand in der Mitte des Kreises und mimte während des Gesanges ein Wälschermädchen, das bei seiner Arbeit übermüht die Fische lockt und vertreibt.

Während des Singens kam Dschu. Sie verbeugte sich lächelnd, er erwiderte tief ihren Gruß und setzte sich zu ihr. Man gab jetzt Rätsel auf, lachte kindlich über Gesellschaftsspiele und Redereien, der Maler verhandelte eindringlich in einer Ecke mit dem Teehausbesitzer.

Beim ersten Hahnenschrei brachen die Männer auf. Die Mädchen gingen bis zur Treppe mit und verabschiedeten sich mit tiefen Verbeugungen. Dann verrechneten sie mit dem Besitzer, der zufrieden nickte: Ein Mädchen lieferte allein für Reiswein vierzig Sen ab.

Dschu wartete vor dem Theater. Im Grau des Morgens wurden schon die Plakate deutlich, auf welchen mit farbiger Tusche über die Bretterfront des Theaters Szenen des laufenden Stückes gemalt waren. Mitsuko schlief leise über die Treppe herab, neigte sich tief vor dem vergoldeten Hausaltar. Ihre Hand hielt eine weiße Hansschmür.

Dschu kam ihr entgegen, sie liefen rasch über den leeren Platz in das Dunkel unter niedrigen Kiefern. Ein kleiner Teich lag schwarz zwischen Ufern von Schilf und Potosblättern.

Dschu band sich mit dem Gürtel ihres Kimonos an das Mädchen, verknüpfte ihre und seine Hände mit der Schmür.

Sie traten knapp an den Rand des Weibers.

Er flüsterte: „Ich werde dich dein Antlitz immer sehen!“

Sie nickte. Ihr Blick hing an seinem Gesicht.

„Wir werden jetzt in sieben Leben glücklich sein, Dschu!“

Er schloß die Augen und ließ sich nach rückwärts fallen.

Die grünen Potosblätter schlangen noch eine Weile in den Kreisen der kleinen Wellen, dann lag das schwarze Wasser wieder still.

Die alte Truhe.

Von Heinrich Reis.

In der nüchternen Wirklichkeit des Tages steht sie als ein Stück Erinnerung von ferner Zeit. Alte und seltsame Dinge birgt sie in ihrem Schoß, dunkel gebeist und von den Jahren noch tiefer gebräunt sind ihre starken, mit Schnitzwerk verzierten Wände und die schwere, in eisernen Scharnieren knarrnde Deckelplatte. Sie scheint mir fast wie ein Grab, darin die Vergangenheit eingelagert ist; aber wunderbar lebendig ist doch das bunte Vielerlei, das in der Truhe beieinander ruht, das aufplattert, wenn ich den Deckel hebe, gleich den zahllos schwebenden Gedanken eines aufgeschlagenen Buches in den schwarzen Buchstabenreihen. Der offenen Truhe entströmt ein eigener, zugleich milder und herber Hauch, ein Geruch von Leder, von mählich vergaibendem Papier und ein ganz zarter, fast traumhaft verwehender Lavendelduft.

Ein totes Geschlecht kündet seinen Sinn und seine Art, sein Sehnen und Erleben in den geheimnisreichen Überbleibeln der alten Truhe. Gleichgültige Dinge häufen sich zu einem Schatz der Erinnerung, empfangen Wert und Heiligung durch die aus ihnen hervorleuchtende Beseeltheit, sie muten an wie ein letzter Gruß, wie eine die Zeit überwindende Offenbarung längstverschollenen Lebens. Alte Bilder und Bücher, vergilbte Photographien, Briefe, Aufzeichnungen aller Art sind es, die in den Bann ihres Wesens ziehen, die fernestgelegenes Schicksal immer wieder erneuern, die zurückweisen in die Vergangenheit, da noch die Blumen blühten, die dürr und zertrocknet liegen zwischen stockfleckigen Blättern. Ein bunter Zug von Bildern schwebt auf aus der Truhe, umhüllt von dem bittersüßen Duft vergangener Zeit; Träume der Liebe kehren ins Leben zurück, Festtuben erklingen noch einmal fern gedämpft, die wechselnde Schau fremder Länder fliegt vorüber am Auge, das trunken alle Schönheiten in sich einsaugen will, bis es ausläßt in den Schatten der langsam hereindämmenden Nacht. Und von neuem Leben kündet sich das Werden und Erblühen in den ersten Bildern, in Buchstaben und Zeichnungen von ungelenkter Kinderhand. Aus der Tiefe der Truhe hebt sich der Zauber des Vergangenen in den Raum, und der Schicksalsgang einer Familie scheint körperhaft gestaltet im Wachsen und Sich-Wandeln gleich einem ragenden Baum, der über verdorrten Zweigen ein ewig neues Werden aufkeimen läßt in jungen Trieben.

Voll Reiz und Wunder sind die Stunden der Vertiefung in die Geheimnisse der Vergangenheit, da Erinnerung aufsteht und neu belebt, was lange schon erstorben schien; ist sie nicht Sinnbild des Lebens selbst, das, ewig sich wandelnd, doch nimmer stirbt? In der Truhe des Lebens ruhen die Erinnerungen der Vergangenheit, immer bereit dem spürenden Sinn, wenn die Deckelplatte gehoben und wie aus vergilbten Blättern und Bildern ein fernes Schicksal sein Wesen erneuert. Flüchtig kreist der Wechsel der Erscheinungen, aber die Truhe des Schicksals bewahrt das Unvergängliche, das den Tag überdauert, das zueinandergesäuft zwischen dunklen Wänden aufplattert vor dem Blick der Erinnerung mit dem eigenen Hauch, mit Bunttheit und Fülle, Sehnen und Erleben einer fern vergangenen Zeit.



Der Werdegang des Tafelkristalls.

Nicht in den feinsten Fällen werden Gegenstände aus Kristall gewählt, die der festlich gedeckten Tafel erst den Glanz verleihen. Doch nur sehr wenige wissen, wenn sie sich an den Tischblüthen erfreuen, die die kunstvoll geschliffenen Gläser, Teller und Schalen ausstrahlen, wie viel Mühe und Arbeit erforderlich war, um aus dem unscheinbaren Rohglas ein solches Kunstwerk herzustellen.

Es dürfte daher allgemein interessieren, über den Werdegang eines sogenannten „Bleikristalls“ Näheres zu erfahren. Die rohen Formen werden in erster Linie in den Glashütten des schlesischen Gebirges, des Thüringer und des Bayerischen Waldes und Böhmens hergestellt. Aus einem Gemenge, das in der Hauptsache aus Sand, Bleimennige, Barut, Kalk, Pottasche und Soda besteht, wird das Glas erschmolzen. Gemane Fasern über die Mengen, die von den einzelnen Mineralen im Glas enthalten sind, lassen sich nicht angeben, da jede Stätte das Geheimnis der Zusammensetzung des von ihr hergestellten Glases ängstlich wahrt. Etwa 100 Kilogramm Sand, 50 Kilogramm Bleimennige, 10 Kilogramm kohlen-saures Barut, 22 Kilogramm Pottasche, 6 Kilogramm Soda, 6 Kilogramm Kalksalpeter ergeben ein schweres Bleikristallglas. Im allgemeinen wird jedes Gemenge 100 Kilogramm Sand haben, während die Zusätze schwanken. Dieses Gemenge wird in Gemischkästen, nachdem alle Stoffe genau abgemessen worden sind, gut durcheinandergemischt und dann in die Häfen gebracht. In Glashüttenöfen, die mit Generatorgas geheizt werden, stehen etwa 12 bis 16 Häfen. Die Öfen sind rund, die Häfen durch das sogenannte Feuerloch zugänglich, durch das das Gemenge eingeschüttet wird. Der Schmelzprozeß nimmt acht bis neun Stunden in Anspruch. Mit der Pflöge entnimmt der Arbeiter je nach der herzustellenden Form eine größere oder kleinere Menge der Schmelze und bläst sie zunächst einmal zu einem Hohlkörper auf. Ein zweiter Arbeiter öffnet die Form aus Eisen oder Holz, das Ende der Pflöge mit dem Glas wird eingedrückt und die Form geschloffen. Durch weiteres Blasen wird dann die Glasmasse vollends der Form angepaßt und auf die richtige Stärke angebracht. Das soweit fertige Stück wird dann von der Pflöge abgeschlagen und in Kühlöfen, deren Temperatur langsam abnimmt, abgeköhlt. Diese Prozedur erfordert etwa 24 Stunden. Auf Abstrengmaschinen wird dann der überschüssige Teil der Glasmasse, der noch an dem Werkstück haftet, mit rotierenden Eisen- oder Stahlseiben entfernt. Werden z. B. Teller geblasen, so besteht der fertig geblasene Teller aus einem Hohlkörper, dessen eine Seite die Abmessungen und die Dicke des gewünschten Gegenstandes hat, während die andere aus dem überschüssigen Glas besteht, das entfernt werden muß. Die Häfen, in denen die Glasmasse erschmolzen wird, besteht aus Schamotte. Sie bleiben solange in dem Schmelzofen, bis sie unbrauchbar werden. Das Auswechseln geschieht durch eine Öffnung in der Seitenwand, die gewöhnlich fest verschlossen wird, während das Feuerloch stets zugänglich und nur durch eine bewegliche Tonplatte, den sogenannten Kuchen, gesperrt ist.

Nach dem Abstrengen ist das Rohglas marktfertig und wird nun in den Schleifereien weiter verarbeitet. Die Schleifereien liegen im allgemeinen ebenfalls im Gebirge, doch hat auch Berlin eine größere Kristallglasindustrie. Das rohe Stück, dessen Rand zunächst noch völlig ungleich ist, muß zuerst auf annähernd gleiche Höhe an allen Stellen gebracht werden. Auf einer Holzplatte mit Stativ wird mit weißer Farbe ein Strich gezogen, der ungefähr die Höhe des künftigen Randes hat. Mit einem harten rauen Instrument wird nun alles Glas bis zu dieser Marke weggenommen, eine Arbeit, die man mit „Abkratzen“ bezeichnet. Dann werden auf der Form die Mittellinien des Musters mit Pech angezeichnet, und das Vorreiben kann beginnen. Auf eine rotierende Glaskugel, die mit etwa 180 bis 200 Umdrehungen in der Minute läuft, riefelt aus einem darüber befindlichen Trichter feiner mit Wasser gemischter Sand. Der Arbeiter führt mit der Hand den zu bearbeitenden Gegenstand im Zuge der mit Pech vorgeseichneten Mittellinien über die Scheibe. Durch die Rotation und den feinen Sand entstehen die feinkörnigen Rillen des Musters. Diese Prozedur, die Vorreiben genannt wird, wird zweimal nacheinander vorgenommen. Im zweiten Arbeitsgang werden die Mittellinien

auf die richtige Tiefe eingeschliffen. Ein so vorgeschliffener Kristallgegenstand läßt aber noch nichts von dem zukünftigen Glanze ahnen, der ihn auszeichnet. Der Schliff ist noch völlig uneben und mit Sandkörnern durchsetzt. Die weitere Bearbeitung geschieht dann auf Kunststeinen, die dauernd mit Wasser geteicht werden. Hier werden sämtliche Unebenheiten herausgebracht und die Nebellinien des Musters eingeschliffen. Bei Tellern und Schüsseln mit zackigem Rand werden die vorher vorgerissenen Zacken nachgeschliffen. Das Gesamtresultat bei all diesen Arbeiten ist, daß sie lediglich mit der Hand ausgeführt werden. Es versteht sich, daß der Arbeiter ungemein sicher sein und ein gutes Augenmaß haben muß, um das Muster richtig zu verteilen. Die Maschinen, die zum Schleifen benutzt werden, müssen eine hohe Elastizität haben. Man erreicht das dadurch, daß die Welle, auf der die Schleifscheibe steht, einmal in Holz gelagert ist, während das andere Lager aus anderem Material besteht. Vom Schleifer wandert der Gegenstand in die Poliererei. Das Pech wird abpoliert und die Form gewaschen. Um den Schliff glatt und klar herauszubekommen, muß das Kristall noch geätzt werden. Das geschieht in einem Kbad, das aus etwa einem Teil Flußsäure (75prozentig), drei Teilen Schwefelsäure (90prozentig) und zwei Teilen destilliertem Wasser besteht, bei einer Temperatur von 70 bis 75 Grad, indem man den Gegenstand nacheinander ungefähr fünfzehn- bis zwanzigmal in das Bad eintaucht. Von der richtigen Zusammenstellung der Ätze und der Dauer des Eintauchens hängt die Schönheit ab, mit der das Muster herauskommt. Es lassen sich für das Ätzen keine bestimmten Regeln aufstellen. Man muß durch Versuche die richtige Zusammenstellung und Dauer feststellen. Der geätzte Gegenstand wird dann sorgfältig ausgewaschen, um die Säure zu beseitigen und wandert dann nochmals in die Poliererei. Hier wird er mit Pappelholz und Filz bearbeitet, um etwaige Schläge, noch anhaltende Sandkörner oder sonstige Verunreinigungen zu beseitigen. Unter Schlägen versteht man winzige Abschütterungen, die durch Anstoßen oder sonstige Unachtsamkeiten entstanden sind, und die sich durch Polieren vollkommen beseitigen lassen.

Jetzt ist das Kristall verkaufsfertig. Aus der Komplikation der Herstellung erklärt sich auch ohne weiteres der verhältnismäßig hohe Preis, namentlich für besonders reich geschliffene Kristallgegenstände. Verleumdung wirkt weiter, der während der Herstellung entstehende Bruch und die Rohformen, die als fehlerhaft ausgeschieden werden müssen. Trotz alledem erfreut sich das Kristall mit Recht einer stets wachsenden Beliebtheit.

Elektrifikation der Rheinschiffahrt?

Genau so wie die Elektrifikation der Eisenbahn bereits einen Anfang angenommen hat, der noch vor einem Jahrzehnt nicht denkbar schien, soll es nach Schweizerischer Ingenieure auch heute bereits möglich sein, den Betrieb auf den Wasserstraßen zu elektrifizieren. Dazu brauche am Schiffskörper selbst nichts geändert zu werden, die Ressel würden durch Motore ersetzt, die weniger Platz einnehmen als die Ausrüstung der heutigen Dampfer, wodurch weiterer Laderaum zur Verfügung gestellt würde. Ein Artikel in der „Schweizer Wochenzeitung“ beschäftigt sich in diesem Zusammenhang mit der Elektrifikation der Rheinschiffahrt und meint, der Rhein sei stellenweise so breit, daß in Erwägung zu ziehen sei, ob die Drähte, die den Fluß überqueren, nicht einer zu großen Spannung ausgesetzt werden würden. Die Hochspannungsleitung müsse so geführt sein wie sie bei niedrigstem Wasserstande nötig sei. Falls bei Hochwasser wegen der Strömung eine andere Wegleitung eingeschlagen werden müsse, so müsse praktisch die Stromabnahme damit vom Schiff, wie bei der Straßen- und Eisenbahn, mittels eines breiten, langen und elastischen Bügels stattfinden. Durch zweckentsprechenden Ausbau der Schiffe ließen sich, wie bei der elektrischen Lokomotive, viel größere Kräfte gewinnen, so daß die Schnelligkeit des Schiffes gesteigert würde und auch „Schiffsgüterzüge“ eingerichtet werden könnten. Im Abwärtsfahren könnte bei starker Strömung auch durch das Schiff selbst Strom gewonnen und zur Heizung und Beleuchtung verwendet werden. Durch die Elektrifikation der Schiffahrt würde sich eine weitere Unabhängigkeit von der Kohle ergeben, und deshalb sei eine Erwägung dieser Frage außerordentlich wertvoll.